

199). Die Fragen nach den Bedingungen, den Einflussfaktoren und Akteuren von „Amerikanisierung“ in den USA muss darum unbeantwortet bleiben. Mit einer positivistischen Werkanalyse Thorstein Veblens allein ist diese komplexe Fragestellung nicht abzuhandeln.

Anmerkung:

- 1 Zuletzt noch einmal für die deutsch-amerikanischen Beziehungen: Volker Berghahn, *Industriegesellschaft und Kulturtransfer. Die deutsch-amerikanischen Beziehungen im 20. Jahrhundert* (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 182), Göttingen 2010.

**Stefan Paulus: Vorbild USA?  
Amerikanisierung von Universität  
und Wissenschaft in Westdeutsch-  
land 1945–1976 (= Studien zur Zeit-  
geschichte, Bd. 81), München:  
R. Oldenbourg, 2010, 617 S.**

Rezensiert von  
Mitchell Ash, Wien

Dieser massive Band (617 Seiten inklusive umfangreiche Quellen-, Literatur und Namensverzeichnisse) ist die gekürzte (!) und überarbeitete Fassung einer an der Universität Augsburg im Jahre 2004 abgeschlossenen Dissertation. Der Autor schickt sich an, den im Untertitel genannten Prozess in seiner Gesamtheit bis zur Einführung des Hochschulrahmengesetzes in der Fassung von 1976 erstmals nachzuzeichnen. Die Rede Philipp Gasserts von „Amerikanismen“ erlaubt es ihm, selbst eine nur teilweise Übernahme von Einzelmerkma-

len US-amerikanischer Hochschulen als „Amerikanisierung“ zu beschreiben. Wesentlich beim Transferprozess selbst ist das Primat der deutschen Importeure als Wahrnehmungs- und Auswahlinstanz, gemäß einer weiteren Festlegung Gasserts: „Keine Amerikanisierung ohne Germanisierung“ (S. 26). Auf dieser Grundlage stellt der Autor die starke These auf, dass zentrale Elemente der US-amerikanischen Universität – Präsidial- statt Rektoratsverfassung, Department- statt Fakultätsstruktur, Assistenz-Professor, Forschungssemester, Hochschulrat und Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit – bereits in den 1960er Jahren in das bestehende westdeutsche System übernommen worden seien. Insofern handelt es sich um eine Strukturgeschichte klassischer Prägung. Auch wenn das Wort „Wissenschaft“ im Titel steht, ist von einer „Amerikanisierung“ der Themenwahl, der Begrifflichkeiten oder der Forschungspraktiken westdeutscher Wissenschaften im genannten Zeitraum nicht die Rede.

Die Untersuchung stützt sich auf ein sehr umfangreiches Quellenkorpus: herangezogen werden vor allem relevante Ministerialakten der Bayrischen und der Baden-Württembergischen Landesarchive, die Unterlagen der US-Militärregierung (OMGUS) im Institut für Zeitgeschichte in München sowie Archivalien der Fulbright-Kommission in Bonn. Dass die genannten OMGUS-Mikrofilme in München eine Auswahl aus dem wesentlich umfangreicheren Gesamtbestand darstellen, bleibt unerwähnt. Paulus behauptet, dass die Akten der beiden genannten Staatsarchive ausreichen, um sich ein hinreichendes Bild von bundesweiten Entwicklungen machen zu können. Immerhin geben die dort aufbewahrten Rundschrei-

ben und Sitzungsunterlagen beispielsweise der bundesweiten Rektoren- und Kulturministerkonferenzen indirekte Einblicke in das Gesamtfeld. Möglicherweise liegt es am oben genannten Abschlussdatum der Dissertation, dass der Autor die Literatur zum Themengebiet bis 2000 sehr extensiv, einschlägige Werke späteren Datums leider nicht mehr berücksichtigt (Beispiele werden weiter unten genannt).

In der Einleitung referiert Paulus knapp die Aufstiegsgeschichte zunächst der deutschen und dann der amerikanischen Universitäten im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Die wesentlichen Merkmale des deutschen Modells und seine Ursprünge an mehreren Orten werden korrekt wiedergegeben, doch leider wird die alte Zuschreibung des Ganzen auf Wilhelm von Humboldt weiterhin tradiert – dies trotz der hier leider nicht genannten Arbeiten von Sylvia Paletschek (2001, 2002), meiner Wenigkeit (2004) und anderen zu Recht hervorgehobenen Tatsache, dass Wilhelm von Humboldt als Universitätsreformer im 19. Jahrhundert gar nicht bekannt war und der mythische Nimbus um ihn erst im 20. Jahrhundert – mit problematischen Folgen – propagiert wurde. Bezüglich der USA werden neben den seit Jahrzehnten bekannten Fakten über die Einführung wesentlicher Aspekte der deutschen Forschungsuniversität durch private Eliteneinrichtungen wie Johns Hopkins University erfreulicherweise auch andere Aspekte betont, beispielsweise die eigenständige Rezeption der Agrar- und Technikwissenschaften an den staatlich finanzierten Land-Grant-Colleges. Erst am Ende des Kapitels hebt Paulus zu Recht hervor, dass die Ausbildung an den neuen US-Hochschulen wegen der Beibehaltung

der Bachelor- und Master-Abschlüsse vor dem Doktorat von Anbeginn an eine wesentlich andere Struktur als die der deutschen Universitäten aufwies. Somit ist hier nach Paulus eine „Verschmelzung“ und kein Import geschehen. Dass gerade die Beibehaltung vor allem des Bachelor das Berufsbild der amerikanischen Professoren zugunsten der Lehre bis heute stark beeinflusst hat, erwähnt er hingegen nicht; stattdessen spricht er an einer Stelle merkwürdigerweise von einer Annäherung an das deutsche Ordinariat.

Im 2. Kapitel bespricht Paulus die hochschulpolitischen Konzepte und Maßnahmen der amerikanischen Besatzungsmacht. Dass solche Belange keine hohe Priorität der Besatzer waren, stellt er im Rahmen seiner differenzierten Wiedergabe der zuweilen sehr alten Sekundärliteratur zu Recht fest; systematische Vergleiche mit der Lage in den anderen Besatzungszonen fehlen. Dass die in der US-Zone zunächst streng gehandhabte Entnazifizierung an den Hochschulen durch die parallele Entnahme deutscher Wissenschaftler, Patente usw. durch andere Instanzen durchkreuzt wurde, erwähnt Paulus in einem späteren Kapitel, aber hier nicht. Weitaus interessanter ist seine Diskussion der verschiedenen Gespräche unter reformorientierten deutschen Hochschullehrern auf Initiative der Besatzer. Hier belegt er überzeugend einen direkten Zusammenhang zwischen internen Positionspapieren der Amerikaner und Stellungnahmen im viel zitierten „Blauen Gutachten“ von 1947.

Im 3. Kapitel zeichnet Paulus die westdeutsche Hochschulreformdiskussion bis zum Ende der 1950er Jahre nach. Etwas bemüht wirkt der Versuch, jedenfalls eine indirekte Vorbildwirkung früherer Stel-

lungnahmen der US-Besatzungsoffiziere oder gar eine deutsche Annäherung an Grundpositionen des angelsächsischen (wohlgemerkt – nicht allein des US-amerikanischen) Hochschulwesens wie das „College“-System und die Idee der „General Education“ nachzuweisen.

Im 4. Kapitel resümiert Paulus nochmals bereits weithin Bekanntes zum erkennbaren hochschulpolitischen Erbe der amerikanischen Besatzung – die Einführung der Fächer „Political Science“ als „Demokratiewissenschaft“ und Amerikastudien, sowie die Gründung der Freien Universität (FU) Berlin. Die neuen Fächer wurden zwar an mehreren Orten, aber keineswegs flächendeckend etabliert; die FU fungiert in dieser Darstellung als Gegenbild zur dominanten Ordinarienuniversität. An sich müssten gerade diese Punkte selbst die These einer teilweisen „Amerikanisierung“ in Frage stellen; man könnte mit gleicher Berechtigung von Innovationen am Rande des Gesamtsystems sprechen. Sehr wichtig, weil breiter gestreut waren hingegen die bedeutenden materielle Hilfen sowohl der US-Regierung als auch der großen amerikanischen Stiftungen an mehrere bundesdeutsche Hochschulen (und nicht nur die FU) zu dieser Zeit; Paulus erwähnt diese an einer Stelle, geht aber leider nicht näher darauf ein.

Im 5. Kapitel behandelt Paulus die zahlreichen Besuche westdeutscher Studierende und Wissenschaftler in den USA in den 1950er und frühen 1960er Jahren, mit Schwerpunkt auf das Fulbright-Programm. Auch hier wird weithin Bekanntes referiert, doch gelingt es Paulus, aufgrund ausführlicher, gut gewählter Zitate aus den Erfahrungsberichten der Beteiligten die Erfahrungen und sehr differenzierten Auf-

fassungen plastisch werden zu lassen. Die Erfahrungen der ersten Austauschstudierenden wurde in einer – hier leider nicht zitierten – Monographie von Karl-Heinz Füssl (2004) bereits ausführlich besprochen. Auch nicht einbezogen wird die Arbeit von Marita Krauss (2004) über Emigranten der Nazizeit als Gastprofessoren an westdeutschen Universitäten.

Im 6. Kapitel folgt ein knappes Resümee der westdeutschen Reformdiskussion nach 1955. Hier wie auch im vorigen Kapitel kann Paulus zeigen, dass schon im Vorfeld der großen Reformdebatten der 1960er Jahre eine verstärkte Sensibilisierung westdeutscher Hochschulangehöriger und -politiker für die Stärken des amerikanischen und somit auch für die Schwächen des westdeutschen Systems gegeben war. Die Frage danach, ob der Generationswechsel in der Professorenschaft und auch in den Verwaltungen, der zu jener Zeit einzusetzen begann und sich in den 1960er Jahren beschleunigte, in diesem Prozess eingewirkt haben mag, wird leider nicht thematisiert.

Erst im 7. Kapitel dieses langen Buches kommt Paulus zur konkreten Behandlung der Grundthesen der Arbeit. Dass wesentliche Elemente der amerikanischen Universitäten in das westdeutsche System bereits in den 1960er Jahren eingefügt wurden, belegt er jedoch nur in modifizierter Form: denn er zeigt, dass viele davon an einigen, aber doch nicht an allen bundesdeutschen Universitäten eingeführt worden sind. Dies gilt für die Präsidialverfassung sowie die Department- oder Fachbereichsstruktur, aber auch und noch mehr für die Einrichtung des Universitätsbeirates (Board of Trustees/Regents). Im Falle der Assistenzprofessur verschwand diese bald wieder

aus dem deutschen Stellenplan, doch dies schreibt Paulus nicht hier, sondern erst am Ende der Arbeit. Dass ohnehin niemals von Tenure-Track-Stellen (also Assistenzprofessuren mit Aufstiegschance) die Rede war, bleibt unerwähnt. Eine breitere Übernahme anderer Einrichtungen wie das Forschungssemester für Professoren und Büros für Öffentlichkeitsarbeit kann Paulus nachweisen; doch selbst in solchen Fällen fand die Übernahme nur mit wesentlichen Modifikationen statt.

In den nächsten beiden Kapiteln bespricht Paulus zwei weitere, durchaus wichtige Aspekte des Themas: Bibliothek und Campus-Universität. Bezüglich der ersten Einrichtung behauptet er jedenfalls für amerikanische Kenner des Themas Erstaunliches: so sei die Zentralbibliothek jedenfalls an den neu gegründeten westdeutschen Universitäten seit den 1960er Jahren als das Herz der Einrichtung anerkannt und gegenüber zerstreute Seminar- und Institutsbibliotheken gestärkt worden. Wer als Amerikaner an deutschen Hochschulen zu jener Zeit und danach studiert hat – wie der Autor dieser Zeilen an der FU Berlin in den späten 1970er Jahren – kennt die begrenzte Sammlungsstärke und insbesondere die sehr begrenzte Öffnungszeiten der Zentralbibliotheken jener Zeit und weiß daher von den Grenzen dieser „Amerikanisierung“. Dass der amerikanische Campus als Vorbild im Raumdesign vieler Neugründungen der 1960er und 1970er Jahre gegolten hat, kann Paulus belegen, doch ebenso überzeugend ist seine Feststellung, dass selbst hier die Übernahme des Modells nur in begrenzter Form geschah. Die Lage der neuen Reformgründungen am Rande der jeweiligen Städte, das Fehlen hinreichenden Wohn-

raums vor Ort und das sehr begrenzte, mit dem Leben eines amerikanischen „Student Unions“ kaum vergleichbare Freizeitangebot erweisen sich bis heute als Probleme dieser „Campuseinrichtungen“.

Damit und nicht nur in den letzten Kapiteln zeigt dieses Buch, dass das Fragezeichen im Haupttitel sehr berechtigt ist. Im Schlusskapitel hält Paulus als Fazit – weit aus klarer als in der Einleitung – fest, dass nicht von einer weit reichenden „Amerikanisierung“ der westdeutschen Hochschulen in diesen Jahren, sondern vielmehr von einer sehr bedingten, stark modifizierten und mit Ambivalenzen behafteten Aufnahme einiger weniger Strukturmerkmale aus den USA – und somit eigentlich von einer starken Widerständigkeit der bundesdeutschen Institutionen – gesprochen werden muss. Damit stellt sich die Frage nach den Ursachen dieser eben nicht ganz gelungenen oder gewollten „Amerikanisierung“. Die vielen, vor allem im Empirischen sowie in der Synthese vieler Einzelentwicklungen gegebenen Verdienste dieser Arbeit sind zweifelsohne anzuerkennen, doch scheint Paulus über weite Strecken vor lauter Detailversessenheit der Blick fürs Wesentliche abhanden gekommen zu sein. Als Barriere gegen eine weiter reichende „Amerikanisierung“ der bundesdeutschen Hochschulen steht wie eine Mauer in der Brandung nicht allein der Machtwillen der Ordinarien, wie Paulus zu Recht betont, sondern das Fundamentalprinzip, dass Universitäten des Staates und nicht der Gesellschaft sind, weshalb Professoren Beamte und keine Angestellte sind und auch sein sollen. Von der amerikanischen Seite her gesehen ist die wesentliche Folge der Zuordnung der dortigen Hochschulen zur Gesellschaft und nicht allein zum Staat

eine Vielfalt der Trägerschaften dortiger Universitäten und Hochschulen – neben privaten Stiftungen und den Bundesstaaten sind hier die Städte und auch die Kirchen zu nennen. Dies bringt wiederum mit sich, dass die US-amerikanischen Hochschulen keinem einheitlichen Strickmuster folgen müssen und sich vom Anfang an je nach lokaler Bedarfslage eher lehr- und ausbildungs-, eher forschungsorientiert oder (wie in Berkeley, Madison, Ann Arbor oder Austin) als „Multiversitäten“ mit allem zusammen ausrichten konnten und können. Diese Differenzierung und die damit zusammenhängende Fähigkeit, einen sehr breiten Zugang zu den Grundstudien einerseits und Forschung von Weltklasse andererseits, manchmal aber nicht unbedingt an derselben Institution, realisieren zu können, ist das eigentliche Erfolgsgeheimnis des amerikanischen Hochschulwesens. Dies scheint Paulus nicht erwogen zu haben.

**Mark Mazower: Hitlers Imperium.  
Europa unter der Herrschaft des  
Nationalsozialismus, München:  
C. H. Beck 2009, 660 S.**

Rezensiert von  
Juliane Wetzel, Berlin

Der an der Columbia University in New York lehrende Historiker Mark Mazower hat mit „Hitlers Imperium“ eine umfangreiche Darstellung des Dritten Reiches und seiner Besatzungspolitik vorgelegt, in

der er die bisherigen Forschungsergebnisse zusammenfasst und sich auf bereits publizierte Quellen bezieht; eigene Forschungen liegen dem Band nicht zugrunde. Die Leistung dieses Bandes ist es, die inzwischen vorliegende umfassende Literatur zum NS-Regime, zu den Ereignissen in den besetzten Gebieten bzw. den mit Deutschland verbündeten Staaten gesichtet und zu einer Gesamtgeschichte geformt zu haben, deren Schwerpunkt auf einer Analyse der imperialen Vorstellungen der Nationalsozialisten liegt. Marzower kommt zu dem Ergebnis, dass diesem Streben nach imperialer Hegemonie planloses, improvisiertes und irrationales Verhalten entgegenstand, das schließlich zu einem Scheitern der hochgesteckten Ziele führen musste.

Marzower diskutiert Fragen der Besatzungspolitik, vor allem auch die ökonomischen Aspekte, die Ausbeutung der besetzten Länder und das Verhältnis zu den Verbündeten. Thematisiert werden neben Widerstand und Partisanenbewegung auch Kollaboration und Eigeninitiative bei der Ermordung der jüdischen Bevölkerung durch die jeweiligen Regime wie etwa jenes von Antonescu in Rumänien, dem nahezu die gesamte jüdische Bevölkerung Transnistriens zum Opfer fiel. Frankreich widmet Mazower eine ausführliche Darstellung, die am Beispiel Jean Cocteaus die Paradoxien des kulturellen und politischen Lebens aufzeigt. Zu Recht wird auch der „Mythos des braven Italieners“ entlarvt, der nach dem Krieg eine Blüte erlebte, so Mazower (S. 325). Thematisiert wird der Rassismus der italienischen Armee in Jugoslawien, allerdings werden zwar die „Politik der verbrannten Erde“ und der Gaseinsatz im Abessinienkrieg Mitte der 1930er Jahre erwähnt, aber auf die rassistische